

Zürichs Synagogen im 20. Jahrhundert

Autor(en): **Kleinberger, Guido**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kunst + Architektur in der Schweiz = Art + architecture en Suisse = Arte + architettura in Svizzera**

Band (Jahr): **56 (2005)**

Heft 2: **Synagogen = Synagogues = Sinagoghe**

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-394303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zürichs Synagogen im 20. Jahrhundert

Die Zürcher Synagogen der Israelitischen Religionsgesellschaft (1924), der Gemeinde Agudas Achim (1960) und das Projekt für die Israelitische Cultusgemeinde Zürich (1930) unterscheiden sich voneinander: Bei der IRG-Synagoge ist Neoklassizistisches kombiniert mit Art déco zu finden, der Wettbewerbsentwurf für die ICZ verpflichtet sich dem Neuen Bauen, die Agudas Achim-Synagoge mit ihrer auf einer Rasterbauweise beruhenden Gliederung ist typisch für die 1950er-Jahre. Gemeinsam ist den Dreien die Vermeidung von Ornamentik sowie ihre Konzeption als Gemeindehaus.

In der Stadt Zürich, wo heute die grösste jüdische Gemeinde in der Schweiz lebt, gibt es gegenwärtig drei Synagogenbauten: diejenigen der Gemeinden der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ), der Israelitischen Religionsgesellschaft Zürich (IRG) und der Agudas Achim. Die ICZ-Synagoge in der Löwenstrasse wurde 1884 erbaut, die IRG-Synagoge in der Zwischenkriegszeit, diejenige für die Gemeinde Agudas Achim stammt aus der Nachkriegszeit. Eine vierte Gemeinde, die jüdische liberale Gemeinde, verfügt zwar über eine eigene Gebetsstätte, die aber nicht als Synagogenbau im eigentlichen Sinn zu bezeichnen ist, handelt es sich doch nicht um eine eigenständige Synagoge, sondern um mehrere für den Bedarf der Gemeinde umgebaute Räumlichkeiten. Neben diesen Synagogen existieren heute zahlreiche weitere Gebetsstätten in Zürich, die sich in meist angemieteten, umgestalteten Räumlichkeiten befinden.

Der Bau für die Israelitische Cultusgemeinde an der Löwenstrasse der Architekten Chiodera & Tschudy hat ab und an Eingang in die Literatur gefunden.¹ Bislang hingegen in der kunsthistorischen Forschung weitgehend unaufgearbeitet sind die beiden Synagogen des 20. Jahrhunderts an der Freigutstrasse und an der Erikastrasse. Ebenfalls kaum thematisiert wird der von der ICZ Ende der 1920er-Jahre ausgeschriebene Wettbewerb für den Bau eines Gemeinde-Neubaus mit integrierter Synagoge, der aber aus

finanziellen Gründen nicht realisiert wurde. Es gingen damals bei der hoch dotierten Jury sehr interessante Entwürfe ein, die hier kurz besprochen werden sollen.

«Droben auf dem Freigut»: Die Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft 1924²

Es erstaunt, wie wenig der bis ins Detail original erhaltene Synagogenbau an der Freigutstrasse 37 in der aktuellen Fachliteratur zur Synagogenarchitektur bekannt ist. Dies umso mehr als gerade im deutschsprachigen Raum in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen nur wenig Neubauten entstanden waren, was nicht zuletzt mit der damals wirtschaftlich instabilen Zeit zu tun hat. Die nachfolgenden Ausführungen können sich also nicht auf Sekundärliteratur stützen. Aufschlussreich sind hingegen zeitgenössische Besprechungen in der *Schweizerischen Bauzeitung*, im *Werk* zwischen 1918 und 1925 und Berichte im *Israelitisches Wochenblatt*.

Die IRG wurde 1895 von Mitgliedern der älteren ICZ zunächst als Verein gegründet. Einige orthodox, also das jüdische Religionsgesetz befolgend, orientierte Familien sahen sich aufgrund der damals liberalen Ausrichtung der ICZ gezwungen, einen separaten Gottesdienst zu organisieren. Die wesentlichen Gründe, die Anlass zur Kritik gaben, waren die Benützung einer Orgel an Schabbat und an den Feiertagen sowie die Aufstellung eines gemischten Chores in der Synagoge Löwenstrasse. Anfänglich erfolgten die separaten Gottesdienste in Privaträumen oder angemieteten Sälen,³ später dann in einem eigens bereitgestellten Raum im Gebäude der Synagoge Löwenstrasse. 1898 trennte sich die orthodoxe Gruppe nach einem Zerwürfnis endgültig von der ICZ. Die Israelitische Religionsgesellschaft wurde nun als selbständige Gemeinde weitergeführt. Früh schon fasste diese den Plan, eine eigene Synagoge zu bauen, was aber eine erhebliche finanzielle Belastung für die wenigen Gemeindemitglieder bedeutete.⁴ Im November 1917 erwarb sie einen Teil des grossen Gartens der Villa von Emil Landolt an der Freigutstrasse 31 für den Bau einer Synagoge. Dieses Grundstück erwies sich als besonders geeignet mit seiner ruhigen, etwas abgelegenen, erhöhten Lage, gleichzei-

tig bot es genug Fläche für einen repräsentativen Bau. Im April 1918 veranstaltete die IRG einen Wettbewerb, der ausführlich in der *Schweizerischen Bauzeitung* besprochen wurde.⁵ Als wesentliche Bedingungen für das Projekt waren zu beachten: eine Empore im Hauptraum und die Einplanung von zwei Eingängen, welche die Trennung von Männern und Frauen gewährleisten sollte, wie es in orthodoxen Synagogen für den Gottesdienst üblich ist und bereits beim Betreten des Gebäudes geschieht. Weiterhin sollte der Bau nicht nur dem Gottesdienst dienen, sondern auch Räume für Unterricht und Versammlung, sowie eine Mikwe (ein rituelles Reinigungsbad) zur Verfügung stellen. Von den 58 eingereichten Entwürfen wurde keiner realisiert, da eine Finanzierung

des Projektes am Ende unmöglich erschien. Die IRG zögerte jedoch, das Grundstück zu veräußern. Vier Jahre später informierte die *Schweizerische Bauzeitung* darüber, dass der Bau «auf Grund eines veränderten, wesentlich reduzierten Raumprogrammes in Angriff genommen worden [ist ...]. Nachdem die Israelitische Religionsgesellschaft auf ihrem Friedhof auf dem Milchbuck (1917) durch die Architekten Hanauer [sic] und Witschi eine Leichenhalle hatte erbauen lassen, übertrug sie der gleichen Firma auch Projektierung und Bauleitung der neuen Synagoge.»⁶

Das Architektenduo Walter Henauer und Ernst Witschi hatte seine Projektentwürfe in den Jahren zwischen 1918 und der Grundsteinlegung 1923 mehrfach überarbeitet.⁷ Die ersten Ent-

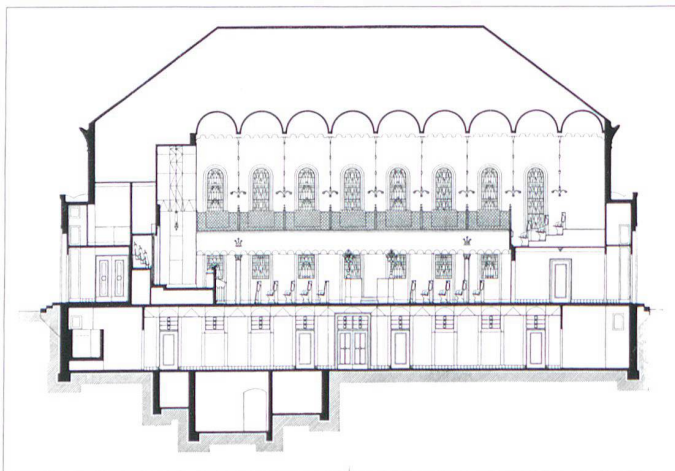


1 Zürich, Freigutstrasse, Synagoge der Israelitischen Religionsgemeinschaft, Aussenansicht, 1924, Architekten Henauer und Witschi.

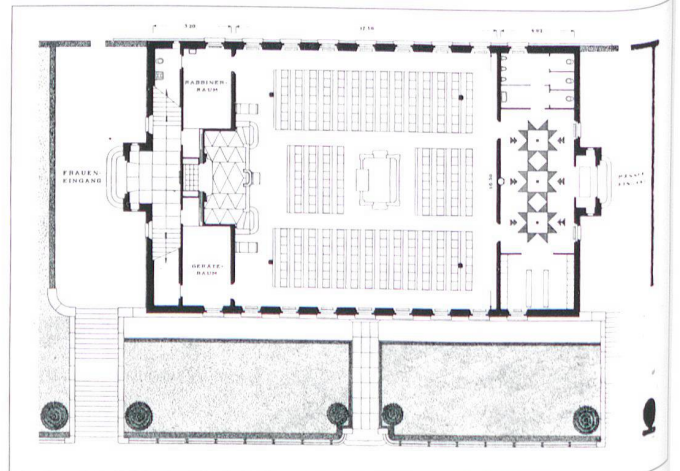
2 Zürich, Freigutstrasse, Synagoge der IRG, Längsschnitt, 1924, Architekten Henauer und Witschi.

3 Zürich, Freigutstrasse, Synagoge der IRG, Grundriss Hauptgeschoss, 1924, Architekten Henauer und Witschi.

4 Zürich, Freigutstrasse, Synagoge der IRG, Sockelgeschoss, kreuzförmiger Gang, Blick nach Norden, 1924, Architekten Henauer und Witschi.



2



3

würfe zeigten im Bereich der dekorativen Gestaltung noch eine Hinwendung zu islamischen Elementen, die dann aber einer klassischeren Formensprache gewichen sind. Dieser Wandel wurde von Zeitgenossen unterschiedlich aufgefasst. Während Joseph Gantner bedauert, dass die «orientalisierende Haltung» des ersten Projektes leider einer schlichteren Architektur Platz machen musste,⁸ wurde gleichzeitig im *Israelitischen Wochenblatt* mit Genugtuung vermeldet, «dass man auf die der Moschee entnommene Kuppel verzichtet hat und statt dessen ein einfaches, aber monumentales Gebäude von strengen Linien hingestellt hat».⁹ Im September 1923 konnte der Grundstein für den redimensionierten Neubau gelegt werden. Und schon ein Jahr später wurde die



Synagoge an der Freigutstrasse eingeweiht (Abb. 1). Die *Neue Zürcher Zeitung* berichtete über die Einweihungsfeier, äusserte sich jedoch zurückhaltend über den Bau und beschrieb die Synagoge in einem kurzen Artikel als einen «gediegenen in modernem Stil gehaltenen, neuen Kultusbau».¹⁰

Der realisierte Längsbau (Abb. 2, 3) fällt äusserlich durch seine zurückhaltende, einfache und symmetrische Form auf. An der Aussenfassade wird die Aufteilung in Sockelgeschoss und Hauptgeschoss durch ein Gesims verdeutlicht. Im erstaunlich aufwändig dekorierten Sockelgeschoss (Abb. 4) befinden sich Mikwe (Ritualbad), Unterrichtsräume, Gemeindesaal und Vorstandszimmer, im darüber liegenden Hauptgeschoss die Synagoge. Auch die Aufteilung des Synagogenraums in den unteren Bereich für Männer und eine Frauenempore kommt durch die Teilung der schmalen, längsgezogenen Rundbogenfenster bereits am Aussenbau klar zum Ausdruck. Der Bau wird seitlich von zwei Treppenaufgängen flankiert, die westseits zum Hauptgeschoss und an der Ostseite zur Frauenempore führen, die den Hauptraum erhöht im Inneren an drei Seiten umläuft. Im Inneren des Hauptgeschosses ist hinter dem Vorraum ein dreischiffiger Saal untergebracht, in dem die erhöhte Bimah für die wöchentliche Vorlesung aus der Thora nach traditioneller Art in der Mitte des Raumes platziert ist (Abb. 5). Die Ostwand prägt der ebenfalls erhöhte Aron, der in eine breite Nische gesetzt ist und dem eine Schranke mit Kanzel und Pult für den Kantor vorgelagert ist (Abb. 6). Liberale Synagogen im 19. Jahrhundert, wie diejenige an der Löwenstrasse, haben die bipolare Aufteilung von Bimah und Aron aufgegeben – das eigentliche Charakteristikum des Synagogenbaus, meint Max Eisler.¹¹ Mit dieser traditionelleren örtlichen Trennung von Bimah und Aron möchte sich die IRG wohl nicht zuletzt von der Synagoge der ICZ unterscheiden.

Auf manchen Besucher mag die Beleuchtung der Synagoge, die die in zwei seitlichen Reihen angeordnete Deckenbeleuchtung mit Alabaster-Leuchtkörpern und prächtige Messingleuchter gewährleisten, etwas dunkel wirken, zumal die bleiglasverzierten Fenster wie auch die Wände und die Decke in Grau-, Blau- und Brauntönen gehalten sind. Doch ist gedämpfte Stimmung, die durch diese Farben erzeugt wird, für einen Gottesdienst durchaus geeignet. Aussergewöhnlich ist die Decke, die aus zwölf Quertönen besteht: sie trägt Art-déco-Motive mit zahlreichen verwinkelten Linien und die in zwei Reihen vom Thalwiler Maler Ernst Staub aufgemalten Symbole für die Zwölf Stämme Israels, die über dem Hauptraum in den Vertiefungen der Quertönen abgebildet sind (vgl. Editorialbild).¹² Die Darstellung der Stammesymbolik, die sich auf Genesis 49,3–27 bezieht, und die abstrahierende Art, in der sie hier erscheint, erstaunt in einer Synagoge, wo die Darstellung von figürlichen Motiven überhaupt ungewöhnlich ist.¹³ In der Synagogenmalerei des 20. Jahrhunderts ist das Sujet der Stammesymbolik schon früher bekannt, wie an der Decke der Augsburger Synagoge (1912, Architekt Fritz Landauer),

jedoch in einer noch deutlich weniger abstrahierenden Darstellung. Auch die Synagoge von Essen (1913, Architekt Edmund Körner) kennt diese Symbolik, dort am Aussenraum als Dekoration der Eingangstüren. Vor allem diese dürften Staub in Zürich wohl als Vorlage gedient haben, denn mehrere Darstellungen weisen sehr grosse Ähnlichkeiten mit denjenigen in Essen auf. Diese sind ihrerseits wiederum an Illustrationen der *Bücher der Bibel* des jüdischen Jugendstilmalers Ephraim Lilien angelehnt.¹⁴

Eine weitere Besonderheit der Synagoge in der Freigutstrasse ist ihre Konzeption als Gemeindebau, in der nicht nur Raum für den Gottesdienst, sondern für Unterricht, Versammlung und Verwaltung eingerichtet sind. Zwar ist diese Konzeption nicht genuin

neu, wurde sie doch schon in Essen 1913 verwirklicht, durchgesetzt hat sie sich bei den wenigen Neubauten in der Zeit bis 1924 allerdings selten. Diese Gesamtkonzeption spiegelt sich etwa in der modischen Art-déco-Bemalung der Wände und Decken des Sockelgeschosses wieder, was einerseits die Bedeutung dieser Räume für den Unterricht hervorhebt, gleichzeitig aber auch zeigt, wie die Architekten diesen Bau als Ganzes durchgestaltet haben. Von einer geradezu religionspolitisch zu deutender Symbolik kann man bei den Medaillons sprechen, die auf der neoklassizistischen Hauptfassade an der Nordseite zu sehen sind. Während alle abwechselnd mit einer Menorah respektive einem Davidstern verziert sind, womit der Bau als jüdischer Kultbau nach



aussen gekennzeichnet ist, trägt das mittlere Medaillon das Motiv der mosaïschen Gesetzestafel mit den Anfängen der Zehn Gebote. Dieses liegt nicht nur in der geometrischen Mitte der Synagogenfassade, es verweist auch auf eine ideelle Achse, genauer auf die Bimah, wo die Thora verlesen wird, und darunter auf die Gemeinderäume. Die Aussage scheint nahe liegend: Die IRG will damit zum Ausdruck bringen, dass die Thora, und in ihrem Verständnis das Gesetz, im absoluten Zentrum der Gemeinde steht, in Opposition zur ICZ, die aufgrund ihrer liberaleren Ausrichtung, nach der Auffassung der IRG, «den Weg der Thora» verlassen hat und andere Aspekte in den Mittelpunkt rückt wie etwa kulturelle Interessen.



Der Wettbewerb für die Israelitische Cultusgemeinde

Die ICZ hatte sich etwa gleichzeitig wie die IRG – und womöglich auch angespornt durch sie – seit den 1920er-Jahren mit dem Gedanken eines Synagogen-Neubaus befasst. Der Hauptgrund dafür war, dass die alte Synagoge an der Löwenstrasse der seit der Gründung stark gewachsenen Gemeinde besonders an den hohen Feiertagen nicht mehr genug Platz bot.

1930 schrieb die Gemeinde einen Wettbewerb für den Neubau einer Synagoge aus, in dessen Preisgericht unter anderem der renommierte Berliner Architekt Erich Mendelsohn Einsitz hatte. Die von der Jury ausgezeichneten Pläne wurden in der *Schweizerischen Bauzeitung* und in der *Jüdischen Pressezentrale Zürich* ausführlich beschrieben.¹⁵

Die gestellte Aufgabe bestand darin, nicht nur Pläne für eine Synagoge zu erstellen, sondern auch verschiedene Gemeinderäume mit einzuplanen, wie Unterrichtsräume, Bibliothek, Versammlungsraum, Saal für Trauungen, Büroräume und Wohnungen für Angestellte. Von den zehn schweizerischen und weiteren zehn ausländischen Architekturbüros, die zu diesem Wettbewerb eingeladen wurden, bekamen fünf Entwürfe einen Preis, zwei weitere wurden angekauft. Die Preisträger waren der Reihenfolge nach Salomon Liaskowski, Steger & Egender, Kellermüller & Hofmann (alle Zürich), Oskar Bloch (Stuttgart) und Moser & Kopp (Zürich). Zum Ankauf empfohlen wurden die Entwürfe von Prof. Otto Salvisberg (Zürich) und Henauer & Witschi (Zürich), Letztere bereits mit Erfahrung im Synagogenbau. Der Architekt Max Schmuklerski stellt eine erstaunliche Einheitlichkeit unter den Entwürfen fest und meint, die «Zeiten, in welchen die Vorstellung einer Synagoge unbedingt mit orientalischen Formen verbunden war, gehören der Vergangenheit an. [...] Fast alle Bewerber haben von dem herkömmlichen Kuppelbau mit reichem Bogen- und Ornamentwerk abgesehen. Sie haben klare, sachliche Körper projektiert, welche ihre Aufgabe nur durch die Proportion in sich selbst und zueinander ausdrücken wollen.»¹⁶ Gerade das Projekt von Henauer und Witschi fällt aus der Reihe: es ist der einzige Entwurf, der eine Rundform mit Kuppel für den Synagogenraum vorsieht. Auch andere Elemente wie die absolute Symmetrie oder die klassizistisch orientierte Aussenfassade deuten auf eine traditionellere Bauauffassung.

Beachtlich ist, dass mit Salomon Liaskowski ein Projekt eines Architekten ausgewählt wurde, das die Sprache des Neuen Bauens spricht. Man war mutig und selbstbewusst genug, sich den zeitgemässen Formen in der Architektur zuzuwenden. Der junge jüdische Architekt Liaskowski, der 1903 in Winterthur geboren wurde, arbeitete in Zürich und emigrierte später nach Israel, wo er zu den Architekten der *Weissen Stadt* (dem Bauhaus verpflichtete Häuser in Tel-Aviv) zählte.¹⁷

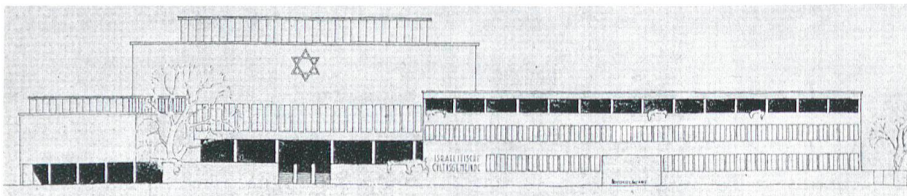
Wie das Projekt mit den städtebaulichen Anforderungen umging, erläutert der Architekt mit eigenen Worten (Abb. 7, 8). Die Schwierigkeiten bestanden darin, dass «das Bauwerk sich in die

5 Zürich, Freigutstrasse, Synagoge der IRG, Blick von der Frauenempore auf den Hauptraum, 1924, Architekten Henauer und Witschi.

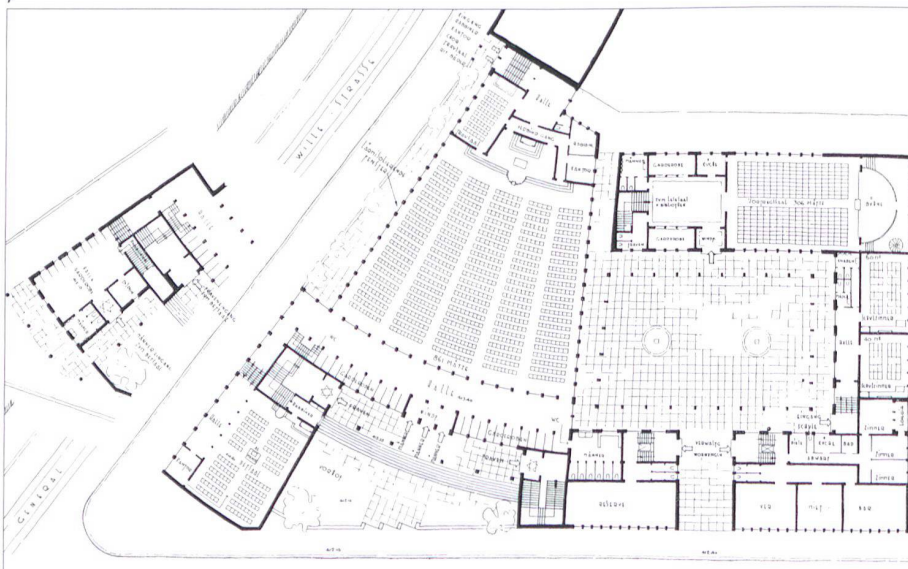
6 Zürich, Freigutstrasse, Synagoge der IRG, Blick auf die Thoranische, 1924, Architekten Henauer und Witschi.

schiefwinklige Anlage des an der Kreuzung von General-Wille- und Lavaterstrasse gelegenen, von Wohnblöcken flankierten Bauplatzes einfügen musste. Nach aussen musste sich also der Bau, seinem sakralen Charakter entsprechend, abheben, gleichzeitig aber sich organisch in das Strassenbild eingliedern. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, galt es, in feinfühlicher Weise einen Übergang vom Sakral- zum Profanbau herzustellen, und, um eine ruhige und undurchbrochene Perspektive des Strassenbildes zu sichern, die General-Wille-Strasse beidseitig mit geschlossenen Fronten durchzuführen.»¹⁸ Nach Meinung des Preisgerichts bot dieser Entwurf die beste Lösung dank einer Inszenierung, die auf die Ecksituation angemessen reagierte.¹⁹ Den Verkehr und die

damit verbundenen Probleme von Lärm und Gefahr beschreibt der Architekt selbst als Grund für die Verteilung der verschiedenen Baukörper auf dem Baugrund.²⁰ Während der Synagogen-trakt auch der Funktion der Repräsentation der Gemeinde dienen sollte, wurde bei den anderen Räumen ihrem Bedürfnis nach Ruhe und Sicherheit Rechnung getragen. Bemerkenswert ist, dass Liaskowski ausdrücklich darauf verweist, dass der kleine Betsaal nicht als Wochentagssynagoge dient, sondern dem Teil der konservativen Mitglieder, der nicht dreissig Jahre zuvor bei der Abspaltung der IRG aus der Gemeinde ausgetreten ist, zur Verfügung steht. Damit wird der Idee der Einheitsgemeinde, in der die verschiedenen Strömungen zusammenfinden, Genüge geleistet.



7



8

7 Zürich, Lavaterstrasse, Entwurf einer Synagoge für die Israelitische Cultusgemeinde Zürich, Fassade an der Lavaterstrasse, 1930, Architekt Salomon Liaskowski.

8 Zürich, Lavaterstrasse, Entwurf einer Synagoge für die ICZ, Grundriss Erdgeschoss, 1930, Architekt Salomon Liaskowski.

9 Zürich, Erikastrasse, Synagoge Agudas Achim, Innenraum der Synagoge, 1960, Architekt Walter Sonanini.

10 Zürich, Erikastrasse, Synagoge Agudas Achim, Aussenansicht, 1960, Architekt Walter Sonanini.

Die bewusste Ablehnung von Dekorationen und Bildwerk mit einer gleichzeitigen Hinwendung zu grossen Flächen, dem Stil des Neuen Bauens folgend, entspricht der Haltung vieler zeitgenössischer Architekten von Synagogenbauten, die dieser Schlichtheit im Äusseren oftmals eine reichere Ausschmückung des Innenraumes gegenüberstellen wie zum Beispiel in Plauen (Architekt Fritz Landauer, 1930) oder Hamburg (Architekten Robert Friedmann und Felix Ascher, 1931).²¹

Aus finanziellen Gründen musste die ICZ dann aber auf diesen Neubau verzichten. Stattdessen wurde zum einen die Synagoge in der Löwenstrasse renoviert und zum anderen 1938/1939 ein neues Gemeindehaus auf einem Teil des Grundstückes an der



9



10

Lavaterstrasse gebaut. Dessen Aussenfassade lässt im Entfernten den älteren Entwurf von Liaskowski anklingen.

Die Nachkriegszeit: Die Synagoge der Agudas Achim

Es sollte über zwei Jahrzehnte dauern, bis Bedarf für einen neuen Synagogenbau, der einzige nach dem Zweiten Weltkrieg, in Zürich entstand. Die jüdische Gemeinde Agudas Achim wurde 1912 gegründet. Ihre Mitglieder waren Familien, die seit den 80er-Jahren des 19. Jahrhunderts aus osteuropäischen Ländern wie Polen und Russland in die Schweiz immigrierten, um vor dem Antisemitismus und den schlechten wirtschaftlichen Bedingungen ihrer Herkunftsländer zu fliehen. Eine Grosszahl von ihnen liess sich in Zürich-Aussersihl nieder, wo sie ihre ersten Betlokale einrichteten. Aufgrund der Heterogenität dieser Gemeinschaft, in der es bis heute verschiedene religiöse Strömungen gibt, war zunächst der Wunsch nach einer zentralen Synagoge nicht besonders ausgeprägt. Zudem waren auch die finanziellen Mittel beschränkt, da die Mehrheit ihrer Mitglieder eher ärmlichen Verhältnissen entstammte.²² Erst Mitte der 1950er-Jahre kam der Wunsch nach einer Zentralisierung der Betlokale in einem Gemeindehaus auf, der nicht nur eine grosse Synagoge und ein Bet haMidrasch (Lernzentrum) beinhalten sollten, sondern auch eine Mikwe, einen Gemeindesaal und weitere Räume für Kindergarten, Schulunterricht und anfänglich auch für die Verwaltung. Ziel dieser räumlichen Konzentration und Zentralisierung war es, die verschiedenen Gruppierungen einander näher zu bringen.

Im Jahr 1960 wurde die Synagoge eingeweiht, die der Architekt Walter Sonanini, bereits früher an privaten Projekten von Juden in Zürich beteiligt, entworfen hatte (Abb. 9, 10). Die Synagoge liegt an der Ecke Weststrasse und Erikastrasse. Frauen betreten das Gebäude an der Weststrasse, Männer an der Erikastrasse. Die Fassaden des kubischen Baus werden gegliedert durch die lang gezogenen, in sich wiederum vielfach aufgeteilten bunten Fenster, die der Architektur eine rasterartige Struktur verleihen. Die horizontale Gliederung, mit einem überhöhten Hauptgeschoss zwischen Sockel- und Dachgeschoss, lässt sich am Äusseren ablesen. Mit aufgesetzten Reliefs, dem Davidstern, der Menorah und den Gesetzestafeln, wird das Gebäude nach aussen als jüdischer Kultbau manifest. Im Erdgeschoss befindet sich das Bet haMidrasch, das von Anfang an auch als ständiger Betraum genutzt wurde. Dieser ist aufgeteilt in einen grösseren Raum für Männer und einen kleineren für Frauen. Eine mit Fenstern versehene Mauer, durch die die Frauen den Vorbeter und die Lesung aus der Thora hören, trennt die Bereiche. Eine breite Treppe führt ins Hauptgeschoss in die grosse Synagoge, zunächst in den unteren Bereich für die Männer und weiter zur Frauenempore. Im grossen Synagogenraum ist die Bimah in der Raummitte und der Aron in der sich nun apsisartig schliessenden Ostwand platziert. Eine Schwierigkeit dieses Baus bestand darin, alle für die Gemeinde benötigten Räumlichkeiten auf dem relativ kleinen

Grundstück zu realisieren. So kam es zu der für einen jüdischen Kultbau sehr ungewöhnlichen Lösung, über der Synagoge weitere Räume für den Unterricht unterzubringen. Dies ist umso erstaunlicher für eine streng religiöse Gemeinde wie die Agudas Achim, als es nach der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, untersagt ist, über einer Synagoge überhaupt Räumlichkeiten anzulegen.

Dieser Bau ähnelt in vielem den Synagogenbauten von Herrmann Guttman, der zur gleichen Zeit in Deutschland sehr aktiv war und unter anderem Synagogen in Düsseldorf und Hannover realisierte. Die charakteristischen Merkmale der Synagogen von Guttman sind auch bei der Synagoge von Sonanini feststellbar: geschwungene Aussenwände – an der Erikastrasse durch Abrundungen der Empore im Inneren nachempfunden –, grosse Lichtöffnungen, eine räumliche Dominanz des Aron und die Konzipierung als Gemeindezentrum.²³

Gerade dieser letzte Aspekt darf als gemeinsamer Nenner der drei Zürcher Synagogen des 20. Jahrhunderts betont werden: Trotz ihrer Unterschiede in der architektonischen Gestalt und der mitunter unterschiedlichen religiösen Ausrichtung decken sich die Gemeinden in einem Punkt: der Idee des Gemeindezentrums. Bei allen drei Gemeinden waren die Auftraggeber der Ansicht, dass es einen zentralen Ort braucht, an dem alle Mitglieder zusammenkommen können, um ihre Gemeinschaft zu leben.

Résumé

Les synagogues zurichoises de l'IRG (*Israelitische Religionsgesellschaft*, 1924) et de la communauté d'Agudas Achim (1960) ainsi que celle projetée pour l'ICZ (*Israelitische Cultusgemeinde Zürich*, 1930) présentent toutes un aspect différent. Chacune documente les styles architectoniques prédominant à l'avant et à l'après-guerre: tandis que la synagogue de l'IRG combine néo-classicisme et art déco, le projet retenu au concours organisé par l'ICZ s'inspire largement du mouvement *Neues Bauen*. Quant à la synagogue d'Agudas Achim, qui repose avant tout sur un système tectonico-structurel, elle est représentative des constructions d'après-guerre. Ces trois bâtiments ont ceci en commun: ils évitent toute ornementation inutile, préférant des formes épurées, et ils sont conçus comme des centres communautaires.

Riassunto

Le sinagoghe zurighesi dell'IRG (*Israelitische Religionsgesellschaft*, 1924), della Comunità di Agudas Achim (1960) e dell'ICZ (*Israelitische Cultusgemeinde Zürich*, 1930) si differenziano nettamente l'una dall'altra. Ognuna documenta lo stile architettonico predominante prima e dopo la seconda guerra mondiale: la sinagoga dell'IRG combina stili neoclassici e art déco, mentre il progetto di concorso per quella dell'ICZ si rifà ai principi del Movimento moderno. La sinagoga di Agudas Achim, che rappresenta l'architettura del secondo dopoguerra, si distingue per una costruzione articolata in modo prevalentemente

tettonico-strutturale. Comune denominatore fra i tre edifici di culto è l'assenza di ornamenti e l'inclinazione a un linguaggio formale semplice, conforme al loro concetto di casa comunitaria.

ANMERKUNGEN

- Christine Barrelet, «Die Synagoge an der Nüschererstrasse», in: *Zürcher Denkmalpflege Bericht 1993/94*, 1995, S. 66–73; Hannelore Künzl, *Islamische Stilelemente im Synagogenbau des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M./Bern/New York/Nancy 1984 (Judentum und Umwelt 9), S. 372.
- Leopold Bollag, «Droben auf dem Freigut», in: *Israelitisches Wochenblatt* 40, 1924, S. 5–6.
- 1898–1900 in Gassen 10 (Paradeplatz); 1900–1910 Löwenstr. 32; 1910–12 Zeughausstr. 5; 1912–19 Füsslistr. 4; 1919–1923 Walchestr. 11; 1923–24 Gartenstr. 10.
- 1924 waren es 111 Gemeindeglieder, vgl. Felix Rom, «Die Geschichte der IRG von 1895–1995, von der Gründung bis zum Bau der Synagoge 1895–1924», in: *Festschrift 100 Jahre IRG 1895–1995*, hrsg. vom Vorstand der Israelitischen Religionsgesellschaft Zürich, Zürich 1995, S. 10–36, hier S. 33.
- Schweizerische Bauzeitung* (SBZ) 71, 1918, Nr. 14, S. 172, und Nr. 19, S. 209; SBZ 72, 1918 Nr. 6, S. 55, Nr. 7, S. 64, Nr. 13, S. 120–123, und Nr. 14, S. 131–135; SBZ 82, 1923, Nr. 6, S. 81; SBZ 86, 1925, Nr. 1, S. 8–10, und Nr. 3, S. 40.
- SBZ 82, 1923, Nr. 6, S. 81.
- Zu Walter Henauer (1880–1975) und Ernst Witschi (1881–1959) vgl. Simone Rümmele, «Henauer und Witschi», in: Isabelle Rucki, Dorothee Huber (Hrsg.), *Architektenlexikon der Schweiz, 19./20. Jahrhundert*, Basel 1998, S. 262. – Das Planmaterial befindet sich im Amt für Baubewilligungen der Stadt Zürich.
- Joseph Gantner, «Die neue Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft in Zürich», in: *Das Werk, Architektur Kunstgewerbe Freie Kunst* 12, 1925, Heft 4, S. 108.
- Israelitisches Wochenblatt* 37, 1924, S. 8.
- Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1409, 22.9.1924.
- Max Eisler, «Neue Synagogen», in: *Menorah* 11/12, 1930, S. 549.
- «Ernst Staub», in: *Biografisches Lexikon der Schweizer Kunst*, hrsg. vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft Zürich und Lausanne, Zürich 1998, S. 995–996.
- Harold Hammer-Schenk, *Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780–1933)*, 2 Bde., Hamburg 1981 (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 8), S. 524–528.
- Claudia Gemmeke, *Die «Alte Synagoge» in Essen (1913)*, Essen 1990, S. 114–115.
- SBZ 96, 1930, Nr. 13, S. 161–165, und SBZ 14, 1930, S. 170–175; Max Schmuklerski, «Zum Zürcher Synagogen-Wettbewerb», in: *Jüdische Pressezentrale Zürich* 13, 1930, Nr. 606, S. 2–4.
- Ebd., S. 3.
- Siehe dazu: http://www.architectureweek.com/2000/1213/culture_4-2.html; http://www.nextroom.at/building_article.php?building_id=2504&article_id=3795
- Salomon Liaskowski, «Der Synagogenbau der Israel. Cultusgemeinde Zürich», in: *Jüdische Pressezentrale Zürich* 13, 1930, Nr. 606, S. 1–2.
- SBZ 96, 1930, Nr. 13, S. 162.
- Liaskowski 1930 (wie Anm. 18), S. 2.
- Siehe dazu Hammer-Schenk 1981 (wie Anm. 13), S. 506–512.
- Karin Huser Bugmann, *Schtetl an der Sihl, Einwanderung, Leben und Alltag der Ostjuden in Zürich 1880–1939*, Zürich 1998.
- Vgl. Salomon Korn, «Synagogenarchitektur in Deutschland nach 1945», in: Hans-Peter Schwarz (Hrsg.), *Die Architektur der Synagoge*, Stuttgart 1988, S. 295–297.

ABBILDUNGSNACHWEIS

1, 5, 6: Baugeschichtliches Archiv, Zürich. – 2, 3: Aus: Schweizerische Bauzeitung 86, 1925, Nr. 1, S. 8. – 7, 8: Aus: Schweizerische Bauzeitung 96, 1930, Nr. 13, S. 160, 161. – 4, 10: Denkmalpflege der Stadt Zürich. – 9: Guido Kleinberger

ADRESSE DES AUTORS

Guido Kleinberger, Sternenstr. 21, 8002 Zürich